



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

6.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

6.

Ein sonnig-warmer Oktobertag, wie man ihn nur selten in dieser Jahreszeit hat, liegt über den sauerländischen Bergen ausgebreitet. Marienfäden flattern dahin und hängen sich an Büsche und Sträucher, und hoch oben in der Bläue ziehen die Vögel dem Süden zu. Die Luft ist so hell und so klar, daß man die in herbstlichen Farben prangenden Wälder und Hügel bis in die weiteste Entfernung sehen und bewundern kann. Es ist so ein Tag, an dem sich jedes Herz erfreuen muß. Als ob die Natur noch einmal in schönster Pracht vor dem nahenden Winter sich den Menschenkindern zeigen wollte, just so ist's.

Durch diese herbstliche Pracht rollt ein mit Blumen und Girlanden geschmückter Wagen dem Dorfe Lödinghausen zu. Der Knecht auf dem Rutschersitz hat seine Peitsche wie auch die Mähnen der mutig wiedernden Pferde mit bunten Bändern durchflochten, und sein Gesicht ist so hell und freudig wie der Tag selbst. Führt er doch in seinem Wagen das Glück: zwei junge Menschenkinder, die vor drei Tagen in Paderborn in der altersgrauen Domkirche den Bund fürs Leben geschlossen haben und nun, nach einem Besuch beim Gnadenbilde der Mutter Gottes in Werl, auf der Fahrt sind zu ihrem Heim. Hans Stelling ist's, der junge Bauer und Hoferbe vom Finkenhof, der so dahinfährt. Froh und frei blickt er in den hellen Tag, plaudert er mit seiner jungen Frau, die in seliger Freude

an seiner Seite sitzt und sich nicht satt sehen kann an den Schönheiten ihrer neuen Heimat.

Kurz vor dem Dorfe biegt der Wagen von der Landstraße ab in den mit Obstbäumen bestandenen Feldweg, der zum Finkenhofe führt. Freundlich leuchten die roten Dächer aus dem herbstlichen Laub der Bäume. Am Eingange des Hofes haben die Knechte und Mägde aus Tannengrün und bunten Fähnchen eine Ehrenpforte errichtet; eine Schrift hängt in der Mitte, groß und leuchtend: „Gott segne euren Einzug!“ — Unter der Ehrenpforte steht der alte Stelling mit seinem Sohne Karl, und hinter ihnen schauen die Knechte und Mägde den Ankommenden entgegen. Wie nun der Wagen die Einfriedigung erreicht hat, da knallt der Alois, der Hütejunge, ein paar Pistolenschüsse in die Luft, ein lautes „Hoch!“ ertönt, und dann tritt Vater Stelling hervor und heißt das junge Paar willkommen. Die Dienstboten, an der Spitze die alte Gertrud, die Wirtschaftlerin, drängen sich auch heran, um den Neuvermählten ihre Glückwünsche darzubringen.

„Ist eine feine Bäuerin,“ meint der Großknecht zu der Gertrud gewandt, „nur, mein' ich, könnt' sie etwas kräftiger sein.“

„Wird schon so recht sein, Georg,“ unterbricht ihn die Magd, „mir ist sie schon passend. Und Arme zum Arbeiten haben doch wir, da wird schon alles seinen richtigen Gang gehen.“

„Hm, ja, ja, ich meine ja auch nur so!“

„Nun bist du daheim, Regina,“ spricht der alte Stelling, wie er an der Seite des jungen Paares über den Hof schreitet, dem Wohnhause zu, dessen Eingang ebenfalls mit Gewinden geziert und geschmückt ist, „daheim auf dem Finkenhofe. — Bist ja schon häufig hier gewesen, darum wirst du dich so ganz fremd nicht fühlen, mein' ich.“

„Aber, Vater, wo mir solch liebevoller Empfang zuteil wird, wo so gute Menschen sind, da werd' ich mich schon nicht fremd fühlen.“

„Kind, dann sei nur glücklich, alle Tage, und Glück bringe dein Einzug dem Haus, uns allen und dem ganzen Gehöft.“

Ganz feierlich wird der Regina zumute, so daß sich ihre Augen feuchten.

Und während sie dem Hause zugehen, stehen hinter den Gardinen der Stube zwei alte Leute, die blicken auf den Hof und freuen sich über das Glück ihres Kindes.

„Nun komm, August,“ spricht die alte Frau, „jetzt wollen wir sie begrüßen.“

„Nein, Mathilde, bleib nur hier. Sie kommen ja herein.“

Noch ein paar Augenblicke — da öffnet sich die Tür. Ahnungslos tritt die Regina als erste herein. Ein freudiger Ruf: „Vater, Mutter! Und ihr seid hier?“

Die Freude strahlt aus den Augen der jungen Frau, wie sie ihre Hände von den Eltern erfaßt fühlt:

„Das nenne ich aber überraschen.“

„Und du hast nichts davon geahnt?“

„Wie sollte ich denn . . .?“

„Dann hat der Hans doch nichts verraten.“

„Du wußtest drum?“ wendet sich die Regina ihrem Gatten zu.

„Der Vater und Karl wollten's so haben, und es ist ja auch schön so. — Nun sind wir alle noch einmal beisammen.“

Am Abend sitzen Herrschaft und Gefinde an dem festlich gedeckten Tische in der großen Stube. Da herrscht Liebe und Eintracht und frohe Geselligkeit. Und als in später Stunde alle zur Ruhe gehen, da hat die junge Hofbäuerin die Herzen aller Dienstboten gewonnen.

Am anderen Morgen kommt der Dilius in sonntäglichen Kleidern auf den Hof. Stelling und die alten Wienholds sitzen just am Frühstückstisch im kleinen Familienzimmer. Etwas zaghaft klopft er an, dann tritt er ein.

Freudig überrascht blickt Vater Stelling auf. Den Besuch hat er nicht erwartet, den nicht.

„Als Nachbar und Freund komme ich herüber,“ sagt Dilius, indem er sich dem Tische und den jungen Leuten nähert, „um meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. — Stets haben wir als gute Nachbarn

gelebt, und ich hoffe, daß das auch in Zukunft so bleibt."

"Mir ist's ganz recht und lieb, Herr Dilius," spricht die junge Frau und schiebt dem Nachbar einen Stuhl hin. "Was an mir liegt, soll alles geschehen, daß Friede und Freundschaft bestehen bleibt."

"Das dacht' ich mir," nickt Dilius und will sich dann, nachdem er alle begrüßt hat, wieder entfernen.

"Das gibt's nun nicht, Wilhelm," wehrt ihm Stelling und drückt ihn auf den Sitz nieder. "Hier geh sitzen. Als Nachbar steht dir stets die Tür offen. Würdest uns ja beleidigen, wenn du jetzt wieder gehen wolltest."

So muß Dilius bleiben.

Eine Stunde später begleitet ihn der alte Stelling in gemütlichem Schlenderschritt eine Strecke heim. Beim Feldkreuz an der Grenze der beiden Gehöfte bleiben sie stehen, um sich zu verabschieden.

"Du weißt ja, Franz," spricht Dilius da mit sichtlicher Bewegung, "daß ich vor einiger Zeit einen anderen Wunsch hegte. Ich hatte geträumt, die beiden Höfe hätten einmal zusammengeschlagen werden können. Aber es ist ja nun anders gekommen: der Hans hat sich eine Frau aus Paderborn geholt, eine gute, liebe Frau, wie mir scheint. Da nimm mir meine Äußerungen, die ich damals tat, nicht übel; ich hätt's ja gern gesehen, wirklich wahr, aber nun laß alles vergessen sein."

Stelling nimmt die dargereichte Hand: „Mach dir keine Gedanken und Sorgen, Wilhelm. Von uns aus wird dir in keiner Weise was nachgetragen.“

„Auch nicht der Berta? — Die hatte sich ja Hoffnung gemacht.“

„Auch der nicht. — Als Nachbarn wollen wir ein gutes Verhältnis hegen und pflegen, wenn unsere Ansichten auch manchmal auseinandergehen.“

„Ja, Franz, ich weiß, was du meinst. Die Religion . . ., daß ich mich den anderen angeschlossen habe. . . . Ist's das nicht?“

Die qualmende Pfeife aus dem Munde nehmend, blickt Stelling seinen Nachbar fest in die Augen. „Das ist's zuerst, was ich meine, Wilhelm, denn die Religion ist die Grundlage unseres Lebens. Hab' dich oft von Herzen bedauert, wie du so töricht sein konntest, deinen Glauben zu verleugnen. . . . So manches hab' ich in letzter Zeit erlebt an Drangsalierung der Katholiken, an Verhaftungen, Ausweisungen und Verfolgungen von Geistlichen, die ihrer Pflicht nicht untreu werden wollten, ich war Zeuge der großen Kundgebungen beim Bischof in Paderborn, hab' gesehen, wie er eingekerkert wurde, sah auch die Liebe und begeisterte Treue des Volkes. . . . Wilhelm, wenn du das gesehen hättest, du wärest anderen Sinnes geworden. Wenn ich bis dahin andersgläubig gewesen wäre, ich glaube, da wäre ich katholisch geworden, denn ich meine, es müßte einer stolz sein, der katholischen Kirche anzugehören.“

Dilius hat die Augen zu Boden geschlagen und nickt ein paarmal sinnend mit dem Kopfe. „Daß ich's dir nur im Vertrauen sage, Franz, hab' in letzter Zeit schon manchmal Reuegedanken gehabt und möchte ganz gern alles wieder ungeschehen machen.“

In Stelling's Augen leuchtet es auf. „Wilhelm, ist das dein Ernst?“

Da sieht Dilius auf: „Mein Ernst, Franz!“

„Na, dann reiß dich doch los von der Gesellschaft und geh wieder dorthin, wohin du gehörst.“

„Wenn ich nur . . .“ Dilius hält seine Worte zurück und blickt sinnend in die Weite. Dann richtet er die Augen wieder jählings auf seinen Nachbar und fragt: „Willst du mir helfen, Franz?“

„Wenn ich kann, gerne!“

„Ich will meinen Wald verkaufen, kauf' du ihn mir ab, er grenzt ja an deinen Eichenbusch.“

„Verkaufen . . . den Wald? . . . Ach, ich verstehe dich, Wilhelm. Wenn dir damit geholfen ist, so kaufe ich ihn dir ab, und dann . . .“

„Dann will ich das wieder sein, was ich von Kindheit an gewesen bin, ein Kind der katholischen Kirche, ein folgsamer Sohn des Heiligen Vaters.“

„Den Vorsatz segne dir Gott, Wilhelm. . . . Hier hast du meine Hand, hier unter dem Kreuze verspreche ich dir meine Hilfe. Geh den rechten Weg und laß dich nicht beirren, denn glaub's mir nur: katho-

lisch ist gut leben und — wir beiden sind ja schon ziemlich bei Jahren — katholisch ist noch besser sterben!“

Dilius nickt nur und wischt sich mit dem Rücken der freien Hand über die Augen.

Die Oktobersonne umkost die beiden Alten, und die laue Luft spielt mit ihren weißen Haaren. Vom Kreuz blickt das Bild der gemarterten Liebe und Barmherzigkeit auf sie herab, und es ist, als ob den schmerzlich geöffneten Mund ein Lächeln umzöge. Ein Lächeln seliger Freude über die Rückkehr eines Verirrten.

Nachschrift: Der Kulturkampf gehört der Vergangenheit an, und alle die großen Geister, die ihn ins Werk gesetzt haben, sind schon lange von der Schaubühne des Lebens abgetreten. Sie haben dem Herrn über Leben und Tod schon Rechenschaft geben müssen von all ihrem Tun und Lassen. In ehrendem Gedächtnis aber stehen noch heute die Helden des Kulturkampfes bei dem katholischen Volke, vor allem der Bekennerbischof Konrad Martin, der in der Verbannung starb und nur als Leiche wieder Einzug halten konnte in seine Kathedrale. — Und Reiche sind seitdem zerrissen und zersplittert, Kronen sind zerfallen worden, aber ungebrochen und ungeschwächt, in unverminderter Majestät und Glorie steht noch heute über dem Wogengebraus und Wirrwarr der Zeit auf dem sicheren Felsen die so oft verfolgte, aber

nie überwältigte Kirche. Wie ein durch Ionen leuchtendes Diadem schlingt sich um ihre Kuppel die Verheißung ihres göttlichen Stifters: „Non praevalent . . .“ — Was uns die Zukunft bringen wird, wer weiß es? Aber was auch immer kommen mag, und sollte uns selbst noch einmal ein Kulturkampf aufgezungen werden, wir werden auch den bestehen. Bleiben wir nur unserer katholischen Sache, unserer heiligen Kirche treu. Seien wir glücklich, daß wir ihr angehören, und sprechen wir oft aus tiefstem Herzensgrunde, wie die Katholiken in der Siedehitze des Kulturkampfes:

. . . Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad'
In seine Kirch' berufen hat.
N i e will ich von ihr weichen!
